

# Beilage zu Nr. 29 der Saar-Zeitung.

Saarlouis, Samstag, den 4. Februar 1922.

## Denkspruch.

Warum mögen selbstlose Naturen so selten geliebt werden? Man bewundert sie in der Theorie, man preist sie — aber selten setzt jemand sie auf den Thron seines Herzens, keiner drückt die flammende Krone einer edlen Leidenschaft auf ihr Haupt. Vielleicht ist es, weil sie so stille in der Ede stehen und ihr Tun mit einem Schleier umhüllen, welchen zu heben der Menschen Hände zu träge sind — vielleicht auch, weil diese stillen Seelen das Glück in atemlosem Schweigen an sich vorübergehen lassen, wie ein Kind, das im Traume eine Fee sieht, nicht wagend, ihr schimmerndes Gewand mit der Hand zu erfassen.

## Der Gänselhub.

Kräftiger Dorfroman von Dina Erckberger.

62)

(Nachdruck verboten.)

„Da kommen noch ganz andere Sachen vor“, sprach der Bader, und bitter auslachend fuhr er fort: „Dafür sind dies ja auch die Professoren! Ich muß es dulden, daß man mich Balwirer, Pfuscher, Bauernbader schimpft.“

„Du bist uns mehr doch wert, wie all die Dokter und Professor miteinander“, tröstete Hanni den Unglücklichen.

„Du und die Schusterskundi und der Schloßersheina; Hochtreiz! was will ma denn noch mehr.“

„Die Schmidgörg'nanny is sei a noch da; die hätt'n wir eht bei der Doktereie schier ganz vergess'n. Die hat es helf'n für as Rothaus los“, ergänzte schnell die ärztliche Ortsstatistik der Webermichel.

„Ihr brauchet nicht die Schusterskundi und den Schloßersheina und die Schmidgörg'nanny, ich bin es, der jede Krankheit heilt.“

In mächtigem Zuge leerte der Baderdoktor sein Glas. Und er leerte und leerte es immer wieder; schon längst war all sein Leid in Bier ersäuft, er aber leerte unverdrossen weiter.

Die „Döhsen“-Wirtin zündete die Lichter an; froh lachend sahen sie beisammen noch die treuen Zechgenossen; nur der lange Webermichel fehlte im trauten Freundeskreise. Er hatte daheim ein sehr energisches Weib, die war nicht einverstanden mit der Zecherei und holte ihren Gatten nicht sehr zärtlich heim.

Während dieser Vorgänge im „Döhsen“-Wirtshaus waren Joseph und Marianne eifrig bemüht, im Krankenzimmer Wandel zu schaffen.

Einige Stunden später traf der Arzt ein. Nach gründlicher Untersuchung konstatierte er eine heftige Lungenentzündung. —

Schwere, düstere Schatten zogen über das Flickschusterhaus dahin. Wochenlang rang in der kleinen Krankenstube Peter mit dem Leben. Der Kunst des Arztes war endlich die hartnäckige Krankheit gewichen; Peter war außer Gefahr! —

Wochen gingen seitdem dahin. Am Vögelnestchen über Mariannens Fenstern flogen zwitschernd junge Schwälchen ein uns aus und der Dornbusch am Hüttenangee stand in vollster Blüte. Im Garten vor dem neuen Hause dursteten die Blumen, alle Blüten hatten sich erschlossen; es war die Zeit der Rosenpracht, es war die Zeit der Sonnenwende.

Dicht umgüllten die Ranken des wilden Weines das kleine, zierliche Gartenhaus. Manchmal, wenn ein leichter Wind kühlend die grünen Ranken auseinander wehte, dann sah das Schwalbepärchen, das seinen Jungen am Dachfirst oben Flugversuche lehrte, ein glückliches Paar darinnen sitzen.

Fast jeden Nachmittag brachten Joseph und Marianne in dieser Laube zu. Plaudernd, mit übereinandergeschlagenen Beinen lag Joseph in seinem Schaukelstuhl, kleine Wälchen in die Luft blasend und behaglich den Kaffee schlürfend, den ihm Marianne einladend servierte. Oft auch las er vor, während Marianne daneben saß und stützte. Es waren frohe, glückliche Stunden, die die beiden in der kleinen, weinumrankten Laube zubrachten. Der Verkehr zwischen ihnen gestaltete sich von Tag zu Tag herzlicher. — Marianne war das Glück und die Liebe stets fremd gewesen; sie ahnte, daß es mehr als Freundschaft sei, was schon seit Wochen aus dem Wesen des geliebten Mannes zu ihr sprach. Oft glaubte sie in seinen Augen ein sonderbares Leuchten gemerkt zu haben, wenn sie sich mit ihm unterhielt; oft auch schien es ihr, als wäre der Ton, in dem er mit ihr sprach, weich und innig — so ganz anders wie früher. Ein wonniges Gefühl von Heimatglück und Friede hatte sie erfasst. Oft bangte ihr, daß sich die Zeiten einmal wieder ändern könnten! Sie konnte an das ungewohnte Glück nicht glauben.

Dam eilte sie, wenn Joseph es nicht merkte, hinaus zum alten Feldkreuz an der Waldespitze und trug wie dies vor langen, langen Zeiten andere taten, ihre Sorge und ihr Glück dem schmerzgekrönten Heiland hin.

Andachtsverhunken sah man sie auch häufig vor dem Marmorstein im Dorffriedhof stehen. Mit dankerfülltem Herzen schmückte sie das Grab täglich mit frischen Blumen. Sie hoffte, daß der Geist der teuren Schläferin da drunten die Hände schützend über sie und Joseph halte. —

Auch Er fühlte sich zufrieden. Mit stiller Freude sah sie dem jungen Paare nach, wenn beide fröhlich plaudernd durch den Garten gingen. Sie sagte es ja immer, wenn es in den Brautkranz regnet, das leugnet nicht; — die Ehe muß glücklich werden. Was hatte sie an jenem Hochzeitmorgen oft sehnsüchtig durch das

Küchenfenster empor zum Himmel geschaut, bis endlich weiße Flocken niederfielen, just, wie das Brautpaar von der Kirche kam. Ob es auch anfangs schien, als hätte selbst der alte Glaube von dem Brautkranzregen seine Kraft verloren; ob sie auch oftmals um das Eheglück der beiden bangte; — jetzt war die Wirkung der großen, weißen Flocken, die aus nebeldüsterm Himmel auf das kleine Myrtenkranzchen der Braut niederfielen, offenkundig.

So kam der Johannistag heran. Es war dies immer ein Festtag für die Dorfyugend. Seppel und Heinele hatten seit Tagen Er täglich bestärmt, nach dem Wettermesser des Herrn Onkel zu sehen. Sie fürchteten, Regenwetter möchte ihre Freude am Johannistag zerstören. Auch jetzt kamen sie wieder angestärmt; im Westen ballten sich Gewitterwolken.

„Du Er, kommt des Gewitter her. Schau amal an Herrn Onkel sein Wettermesser an, ob des G'witter Herkomma tut,“ so hörte man die beiden in der Küche schreien.

Marianne, die mit ihrem Manne plaudernd in der Laube saß, legte ihre Stiderei weg und erhob sich lachend, um in das Haus zu den Schreibkassen zu gehen.

Joseph sah ihr nach, bis sie unter der Türe verschwunden war. Dann stützte er den Arm auf den Tisch und legte den Kopf in die Hand. In Gedanken versunken, starrte er auf die gestülpte Decke nieder, die den Tisch zierte, als gälte es all die kleinen Nadelstiche zu zählen, die da einst eine kunstfertige Hand mühsam eingestickt hatte. Vor einem Jahr noch wählte er sich geseit gegen Frauentreize und Frauenschönheit; allen Lodungen schöner Frauen war er hohnlächelnd jahrelang gegenübergestanden — und nun? — Ich habe die Jahre toller Schwärmereien weit hinter mir, hatte er damals so kalt und nüchtern zu Marianne gesagt und kalt und ruhig blieb auch sein Herz, als er mit ihr zum Altare trat. — Woher nur plötzlich dieses eigenartige Gefühl, das er schon längst in seiner Brust erkorben wähnte. War sie denn schön, sein Weib? Warum sieht er auf einmal nicht mehr, was ihm ehedem mißfiel? — Ist es der seelenvolle Blick des dunklen Auges? Ist es die stille Art, ihr edles Wesen, was ihn so entzückt?

Heinerle kam ihr entgegen.

„Mußt sei 'nauskomma Onkel, zum Feuer,“ schrie er, sich wichtig machend, und Sepperle versichert, daß das Feuer nicht eher angezündet werden darf, als bis der Onkel „data is“.

Joseph versprach, pünktlich am Plage zu sein. Sonderbar! Er freute sich selbst, nach so vielen langen Jahren wieder einmal das Johannistag brennen zu sehen. Es war ihm dies als Kind der liebste Tag des ganzen Jahres gewesen.

Fortf. folgt.

## Aus der Frauenwelt.

Der Ruf des Kindes.

Unser Volk vermag aus dem heutigen Tiefstande seiner Sitte nur dann wieder emporzusteigen, wenn seine Ärgel, die Familie, gesunder, wenn sie gewiß ist, durch stiellose Treue zu den Lebensgesetzen und durch hingebende Pflege und Erziehungsarbeit am Kinde am Wiederaufbau teilzunehmen. Ein gut Teil der daraus sich ergebenden Pflichten fallen der Mutter zu Mütterliches Sinnen und Sorgen, mütterliche Pflege und Erziehung des Kindes müssen in der heutigen Zeit aufs höchste bewertet werden. Die rechte Mutter kann durch keine Person und keine menschliche Einrichtung völlig ersetzt werden. Darum ertönt heute lauter als je der Ruf des Kindes nach der Mutter. Die Erziehung der Mutter ist die Grundlage der körperlichen und sittlichen Gesundheit der Kinder, doch sie vermag es nur dann zu sein, wenn die Mutter ist, wie sie sein soll.

Aber leider gibt es eine große Zahl von Müttern, die ihre Mutterpflicht nicht voll und ganz erfüllen wollen, die selbstständig an ihre eigene Person denken und im Kinde eine Bürde erblicken. Es tut dringend not, diese kräftig aufzurütteln, sie ernstlich zu mahnen an die Erfüllung ihrer Pflicht, die sie nicht nur dem Kinde, sondern dem ganzen Volke schulden. Neben diesen Lauen und Pflichtvergessenen haben Tausende und aber Tausende wohl den guten Willen; allein die Sorge um den Lebensunterhalt raubt ihnen allzuviel Zeit und Kraft und treibt sie gar aus dem Kreise ihrer Kinder hinaus. Vielen von ihnen könnte durch eine geeignete Familienhilfe die Möglichkeit geboten werden, ihren Willen zur Pflächterfüllung am Kinde besser zu verwirklichen. Und schließlich sehen wir noch die endlose Schar jener Mütter, die ihre Kinder Tag und Nacht um sich haben, die sie mit ihrer ganzen Kraft gut erziehen wollen, es aber nicht können, weil es ihnen an dem notwendigen Wissen mangelt.

Wohl ist es ihr natürlicher Wunsch, die Kinder ihren zeitlichen und ewigen Glück entgegenzuführen, sie wissen vielleicht auch, daß durch die Erfüllung dieses Wunsches ihr Einfluß weit über die Familie hinaus ins Leben ihres Volkes hineinreicht, sie sind sich der hohen Würde des Mutterberufes und zugleich auch seiner großen Verantwortlichkeit bewußt; aber Ziel, Mittel und Wege der Erziehung erkennen sie vielfach nur unklar. Gewiß haben zu allen Zeiten unzählige Mütter ohne tieferes Wissen durch redliches Bemühen nach ihrem gesunden Verstande und durch vorbildliches Leben ihre Kinder zu guten Menschen erzogen. Aber wer weiß, wieviele Kinderblüten sich herrlicher entfaltet hätten, wieviele andererseits nicht geradezu verdorrt wären, wenn es an der tieferen Einsicht in Ziel und Mittel der Erziehung nicht so sehr gefehlt hätte?

Die Forderung nach einer Vermehrung der Erziehungskennntnisse, nach einer gründlichen Vorbereitung zum Mutterberufe und nach mütterlicher Fortbildung liegt heute mehr denn je im allgemeinen Interesse. Der Ruf des Kindes nach mütterlicher Hilfe und Erziehung, der heute um so lauter ertönt, als so mancher Vater im Felde verblutete, darf nicht ungehört verhallen, soll nicht unser Volk dauernden Schaden leiden und statt emporzusteigen noch tiefer sinken. Da ist ein im Verlage von Herder in Freiburg kürzlich in 4. und 5. Auflage erschienen Büchlein von Nikolaus Jahbinder: Das Glück des Kindes. Erziehungslehre für Mütter und solche, die es werden wollen, helfend eingzugreifen berufen. Da es nach Inhalt und Form kein besonderes Wissen voraussetzt, nur warme Mutterliebe und einen klaren Kopf, so ist es für jede Mutter geschrieben, wes Standes sie auch immer sei. Wenn sie es nicht zur bloßen Unterhaltung, sondern mit ernstem Sinne liest, wenn sie von Zeit zu Zeit in ihm ihre Belehrung sucht und die Lehren in die Wirklichkeit umsetzt, dann ist der löbliche Zweck des Buches erreicht, dann wird es in der Hand der Mutter tausendfältige Frucht tragen und das Glück des Kindes begründen.

Nun aber, seist du schon Mutter oder erst willst, einen Bund für Leben zu schließen, sage mir nicht: Ich habe die Lehren nicht nötig; ich bin klug genug, mein Kind aufzuziehen; das Erziehen ist eine Sache, die von selbst kommt, wenn Kinder da sind; die Erziehung des Kindes ist eine natürliche Kunst, die jeder Mutter im Blute liegt. Nein, die Kindererziehung ist keine bloße natürliche, sie ist eine göttliche Kunst. Denn bei ihr handelt es sich nicht nur darum, die Kräfte des Körpers und des Geistes für das irdische Leben auszubilden, sondern die oberste Aufgabe, die der Erziehungsarbeit erst die rechte Weihe und höhere Führung verleiht, besteht darin, das Kind zu Gott hinzuleiten. Und dieser obersten Aufgabe kann die Mutter nur dann voll und ganz gerecht werden, wenn sie gewisse Kenntnisse erwirbt, wenn sie nicht nur Ziel und Mittel der Erziehung kennt, sondern auch über das Seelenleben des Kindes gründliches Wissen besitzt, das sie befähigt, das Kind zur Tugend hinzuleiten: zu Gehorsam und Frömmigkeit, zu Wahrhaftigkeit und Schamhaftigkeit, zu Dankbarkeit, Nächstenliebe und Vaterlandsliebe, zu Ordnungs- und Sparsamkeit, zu Höflichkeit und Ehrfurcht. Neben der körperlichen Pflege des Kindes ist seinem Seelenleben und der geistlichen Erziehung, der Tugendführung, in Jahbinders trefflichem Buche ein weiter Raum gewidmet: manches mag vielen Müttern bekannt sein, vieles wird jede als neu und dankenswert begrüßen.

Darum wünschen wir das Buch in die Hand jeder christlichen Mutter. Aber auch für die werdende Gattin und künftige Mutter können wir uns kein schöneres und nützlicheres Brautgeschenk in Buchform denken. Zum Gebrauch an Mädchenfortbildungs-, Haushaltungs- und Frauenschulen sowie in Müttervereinen ist das Buch mit seinen sachlichen und anschaulichen Belehrungen ein unersetzlicher Leitfaden, der aus dem Vollen schöpft.

Studienrat Julius Weisweiler (Köln).

## Das Tal des Todes.

So erschütternd die Berichte der deutschen Sanitätsexpedition oder Nansens Mittlungen über das Elend im ostrussischen Hungergebiet lauten, so reichen derartige Schilderungen noch lange nicht an die grauerregende Wirklichkeit heran, da es für die Ausländer unmöglich ist, gerade die abgelegenen Gebiete, wo der Hunger am furchtbarsten wütet, zu bereisen. Zu den schwerst betroffenen Gebieten gehören die Kreise Pugtschew und Bululuk im Gouvernement Samara. Der Bolschewist A. Chochlow hat diese „Tal des Todes“ genannten Kreise bereist und berichtet über seine Eindrücke in der Moskauer „Iswestija“ Nr. 8:

Die kümmerliche Ernährung mit verschiedenen mehr oder weniger unverdaulichen Surrogaten hat aufgehört, da die tiefe Schneedecke die Wurzeln, Kräuter usw. im Walde zugedeckt und für die Menschen unerschließbar gemacht hat. Gefallene Pferde und Hundekadaver gelten bei der Bevölkerung als seltene Leckerbissen, die auch schon überaus rar geworden sind. In dem dem Tode geweihten Landstrich sieht man nur noch selten kleine Schwärme von Krähen und Dohlen, die bisher den Nachstellungen entgangen sind. Zu Duzenden liegen an den Straßen und in den Gräben die Leichen Verhungerten. Wie es in den abgelegenen Walddörfern aussieht, ist völlig unbekannt, da es in Ermangelung von Pferden unmöglich ist, dorthin durchzudringen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dort aber alles Leben längst erstorben.

Chochlow hat auf seiner Reise festgestellt, daß sich die Fälle von Kannibalismus in der letzten Zeit erschreckend gemehrt haben. Im Dorfe Mofschka hat eine Frau ihre dem Hungertod gestorbene Tochter zum Teil aufgefressen. Im Dorfe Blagodarow des Kreises Bululuk haben drei Familien, getrieben von von wüstem Hunger, zuerst den Leib eines eben verstorbenen 13jährigen Knaben geöffnet, die Eingeweide herausgenommen und nach oberflächlicher Reinigung roh verzehrt. Später ist auch die ganze Leiche verzehrt worden. Infolge des genossenen Menschenfleisches ist eine der Frauen gestorben, deren Leiche nichtsdestoweniger wieder verzehrt worden ist. Die Leiche eines anderen in demselben Dorfe verstorbenen Knaben ist aus einem Massengrabe wieder exhumiert worden, wobei festgestellt wurde, daß Kopf und Beine schon fehlten. Die Hungernden haben dann noch den Rumpf fortgetragen und in ihren Hütten verzehrt. Alle diese Fälle von Kannibalismus sind vom Dorfkomitee der gegenwärtigen Hilfe festgestellt worden und das hierüber aufgenommene Protokoll ist der zuständigen Rayonabteilung für allgemeine Ernährung zugestellt worden.

Chochlow schließt seine Schilderung mit der Versicherung, daß sich im Frühjahr die Bereitstellung von Saatlern für diese Gebiete erübrigen werde, da es dann dort niemand mehr geben werde, der imstande sein würde, den Acker zu bestellen.

Nansen hielt in London zu Gunsten der Hungerleidenden in Rußland eine Rede. Er sagte, abgesehen von den Erwägungen der Menschlichkeit, könne Euro-

pa es sich nicht leisten, daß ein ungeheures getreideerzeugendes Gebiet entvölkert und in eine Wüste verwandelt werde.

## Das Geheimnis des Dichters.

Von Eugen Diem.

Dem echten Dichter ist nirgends wohler als in der Nacht, wo kein Menschenauge sein Geheimnis durchdringt. Er sitzt unter der lärmenden Menge und träumt mit geschlossenen Lidern von seinem nächsten Raubzug. Denn die Einbildungskraft ist eine Kralle, fischend im Unsichtbaren und nur solche Ueberfälle, bei denen sie selber vor dem Ueberfallenen erschrickt, lassen sie schauernd ihr fremdes Glück erleben.

Wer einem Dichter die Straße zeigen würde, auf der er auszieht, wer ihm gar das Ende seines Weges voraussagen könnte, der nähme ihm auch jenes Fieber der Spannung, in dem er hellhörig und feinsichtig wird wie die Gule im Dickicht des Dunkels.

Der echte Dichter stellt den Feind nur, wenn dieser überlegen ist. Und er ringt mit ihm, wenn er einmal angepöckelt hat, bis er ihn an das Licht gezwungen hat. Im Lichte nämlich — da läßt der Dichter seinen Feind und kehrt in das Dunkel zurück. Aber manchmal ist der Gefangene stärker als sein Jäger. Dann umklammert er ihn wie der Polyp den Taucher und läßt ihn im Grundwasser treiben. Der Dichter aber, der einem solchen Gegner entwischt ist, der zittert nun von der Finsternis und verlangt doch unaufhörlich nach ihr. Und mancher lebt an einem Strande weit außen, wo das Meer mit seinen bellenden Köpfen heranzollt und hat doch nie einen Fuß in das Feuchte gesetzt.

Es gibt Dichter, die sind wie Bären. Das heißt: ihre Einbildungskraft ist läppisch und schwer und rückt langsam heran. Was sie aber einmal gepöckelt hat, zerdrückt sie mit ihrer Klaue und wenn es das Furchtbarste wäre.

Und es gibt Dichter, die winden sich aalgleich um die Schreden der Finsternis herum und wenn sie gepöckelt werden, entschlüpfen sie wieder und sind auf ihre Unfassbarkeit noch stolz.

Und es gibt Dichter, die haben etwas Löwenhaftes im Griff. Die holen auch die Seeschlange aus ihren Tiefen. Aber wenn sie sich verteidigen, dann machen die sich selber schwach und ihre Feinde stark bis zu dem Augenblick, wo sie zu erliegen drohen. Da aber greifen sie zu mit dem Aufwand ihrer ganzen Kraft und vernichten den Feind. Und das sind die Könige unter den Dichtern, denen vor ihrem eigenen Sieg ekelt.

Ich aber möchte weder von den Läppischen und Laaglamen einer sein, die alles mit der bloßen Kraft niederzwingen, noch möchte ich zu den Aalgleichen und Geschmeidigen gehören, deren Stärke in ihren Hautzellen beruht. Doch am wenigsten möchte ich einer unter den Königen sein, die ihres Sieges so gewiß sind, daß sie sich nach einer Niederlage schmen.

Ich möchte ein Leopard oder ein Panther sein. schmalbrüstig und schlant, mit geringer Kraft, aber mit gelb leuchtenden, teuflischen Augen, die keinen Gegner schonen und auch den Grausamsten angreifen; mit leisen

Pfoten, hörbar nur ihresgleichen und jenem Todesprung, der immer Tod bringt — den andern oder mir. Denn das ist der Gipfel der Einbildungskraft; in einen Kampf gehen, den man nicht hintanhalten kann um der Seligkeit willen solchen Lebens und dabei nicht wissen, ob dieses Leben nicht bereits beim ersten Schritt ein verlorenes ist.

## Bermischte Nachrichten.

W.B. Heidelberg, 3. Febr. Die Landessternwarte teilt mit: Am 26. Januar wurde durch den Astronomen Reid in Südafrika ein neuer Komet entdeckt, der beim Stern Eta im Sternbild der Luftpumpe steht und sich westwärts und etwas südlich bewegt, bei uns also wegen seiner südlichen Stellung kaum zu beobachten sein dürfte.

\* Pittsburg (Nordamerika), 3. Febr. Bankräuber im Auto. Fünf Räuber drangen gestern morgen in eine im Weichbild der Stadt gelegene Zweigstelle der First Nationalbank ein, töteten den Kassierer, zwangen fünf Bankangestellte sowie eine anwesende Privatperson, in die Kellerräume hinabzusteigen, und raubten alsdann 30 000 Dollars in Bargeld und Wertpapieren. Die Räuber flohen alsdann im Kraftwagen. Unterwegs begegneten sie einem mit Polizei besetzten Kraftwagen, der eiligst zu der Bank fahren wollte. Es wurden Revolvergeschosse gewechselt. Die Räuber ließen ihren Kraftwagen im Stich und entkamen.

## Denksprüche.

Warum wir nur auf Erden zu unsern eigenen Ungunsten so oft anders reden als wir denken? . . . Wenn wir etwas schwer entbehren, leugnen wir das vor Andern: möchten wir nach unserer eigenen Fasson glücklich scheinen, wenn wir es auch nicht sind.

Wir alle, die besten und Selbstlosesten unter uns nicht ausgenommen, haben Stunden der Einsamkeit nötig. Stunden, da wir in uns einkehren und uns erforschen, wo wir wiederzufinden, was wir etwa verloren. Aber aus diesen Stunden sollten wir hervorgehen als bessere Menschen unter den Menschen. Es gibt kein einsame Tugend.

Einsame Menschen sind niemals einsamer, als in großen Städten. Auf dem Lande steht ein jeder im Gesichtskreis des anderen, ein gewisses Interesse — und wäre es auch das gewöhnlichste von allen: die kleinstädtische Neugier — umspinnt alle. In den Städten aber wohnt die Gleichgültigkeit und die kalte Miene; aber den einzelnen braußt das Leben hin, wie auf dem Schlachtfelde das Heer über die eigenen Brüder.

Druck, Verlag und Herausgabe: Aktiengesellschaft für katholische Interessen, Saarlouis. Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Hermann Weber, Saarlouis. Für den Anzeigen- u. Reklameteil: Carl Heiser, Saarlouis.